

Erfahrungen im katholischen Rom

Wie man als Andersgläubiger die christlichen Rituale in den Kirchen und die massiven Fehler der italienischen Politik erlebt / Von Navid Kermani

Als ich mein Jahr in Italien begann, schlug ein Freund vor, ich solle es nutzen, um aus der Sicht eines Muslims über das katholische Rom zu schreiben. Ich traute mich nicht zuzugeben, dass es mich nicht interessiert, über irgend einen Ort in der Welt aus der Sicht ausgerechnet eines Muslims zu schreiben. Abgesehen davon gibt es wahrlich genug Rom-Bücher deutscher Literaten, eines verzückter als das andere, als dass ich noch ein weiteres hätte hinzufügen wollen. Zwei Sehnsuchtsorte hat die deutsche Literatur: Athen und Rom. Der erste hat die Dichter von jeher beflügelt, der andere zuverlässig dafür gesorgt, dass sie unter ihrem Niveau schrieben, von Goethes römischen Notizen, in denen sich Attribute wie "herrlich", "schön" und "unbeschreiblich" hilflos aneinanderreihen, bis hin zu den Gedichten in den Jahressbänden der Villa Massimo. Woran das liegt? Wahrscheinlich besteht Athens poetische Potenz darin, dass seine Pracht eine erträumte ist, Rom hingegen real überwältigt. Überwältigt zu sein aber macht sprachlos, so viele Worte man auch verliert.

Ich habe also glücklicherweise aus Rom kein Buch über Rom mitgebracht. Heute Abend jedoch, da ich nun einmal von dem Jahr zu berichten habe, möchte ich den Wunsch meines Freundes erfüllen und soll mein Blick auf Rom . . . ich kann nicht sagen: der eines frommen Muslims, aber doch eines Anders- oder Ungläubigen sein, wie immer das Christentum mich sieht. Das katholische Rom hat mich ungleich mehr bewegt als die Antike oder die Gegenwart, fast immer fasziniert, manchmal abgestoßen, häufig irritiert. Schon die Tafel am Eingang des Petersdoms, auf der angefangen mit Petrus sämtliche Pontifikate aufgelistet sind, ohne Unterbrechung bis heute, ist religionsgeschichtlich einzigartig, nehme ich an. Solche Dauer, nicht behauptete oder rekonstruierte, sondern wirkliche, bis in die Jahreszahlen dokumentierte Kontinuität, spräche allein schon für die katholische Kirche, da sie menschliche Maßstäbe übersteigt. Natürlich bleibe ich dabei, ihre Grundüberzeugungen für falsch zu halten. Ich kann nicht ans Kreuz glauben. Aber meine Bewunderung ist gewachsen: Je länger ich die Kunst studierte, je häufiger ich Kirchen besuchte, desto tiefer kam ich mit Ordensangehörigen ins Gespräch. Wenn ich mich über Äußerungen des Papstes ärgere, dann schwingt darin inzwischen der Zorn des Anhängers mit, auch in diesen Tagen.

Es war bereits Dezember, die Straßen voller Weihnachtseinkäufer, als ich in der Kirche San Lorenzo an der Via del Corso saß, um über das Altarbild zu schreiben, "Die Kreuzigung" von Guido Reni. Ein alter Herr im Anzug mit Krawatte zündete die Kerzen an. Einige Sekunden genoss ich die Illusion, er hätte es für mich getan, damit ich besser sähe. Dann bemerkte ich die drei Gläubigen, die sich auf der anderen Seite des Gangs zum Gottesdienst versammelt hatten. Nach den Gebetbüchern bemessen, die der junge Priester auslegte, waren nicht viel mehr Besucher zu erwarten. Zum Scherz schlug er dem alten Herrn mit einem eingerollten Karton auf den Kopf. Natürlich schauten sie zu mir, der ich tippte. In der Annahme, dass die Messe pünktlich um fünf beginnt, schaltete ich den Laptop aus. Doch nichts geschah.

Im Laufe der nächsten halben Stunde setzten sich fünf weitere Gläubige auf die Bänke, auf denen auch der alte Herr und der junge Priester Platz nahmen. Von Zeit zu Zeit standen die beiden auf, verschwanden durch eine Seitentür und kehrten wieder, ohne dass ich erriet, was sie zu besorgen hatten. Ich sah nur, dass der junge Priester weiter flüsternd Scherze mit dem alten Herrn trieb, der darüber nicht lachte, aber es sich doch gern gefallen zu lassen schien. Leise unterhielten sich auch die anderen, als träfen sie sich jeden Tag. Ich ging nach draußen, um mich nach den Anfangszeiten zu erkundigen. Um 19 Uhr wird die nächste Messe gelesen, las ich auf der Tafel, in anderthalb Stunden also erst.

Ich verstehe das Dilemma und würde gern mit meiner Anwesenheit helfen: So unerhört viele Kirchen gibt es in Rom - jede ein eigener Charakter, die Königin, die Diva, das Mäuschen, die Neureiche, die Protzige, das Mannequin, die Schwindsüchtige, die klassische und die barocke Schönheit -, dass sich die Gläubigen werktags verteilen müssen, damit alle zu ihrem Recht kommen. Als Rom deutlich kleiner war, aber genau so viele Kirchen hatte, müssen sich wohl alle Bänke noch gefüllt haben, an jeder Ecke des Zentrums fast eine Tausendschaft, die sonntags Gott gedachte. Imposant ist, dass es den Römern im 21. Jahrhundert noch immer zu gelingen scheint, alle Messen zu lesen. Selbst Schüler, die in der Stadt bummeln, helfen aus, schnatternde Mädchen, Gigolos mit ihrer Eroberung, Geschäftsleute zwischen zwei Meetings und Bettler, die ihnen folgen, um sich nach dem Gottesdienst am Ausgang zu postieren.

Ich habe mich in Kirchen immer wohlgeföhlt, selbst mit Laptop: Niemals waren Blicke skeptisch, obwohl ich mich nicht bekreuzige oder zum Abendmahl an den Altar trete; auch der Auftrag zur Mission, an dem ich mich außerhalb der Kirche lieb, schien in der Kirche nicht mehr mich zu meinen. In Moscheen wird der Andersgläubige bestenfalls in Ruhe gelassen, in Synagogen ihm ungefragt guter Wille attestiert. Ich habe keine Ahnung, was es ist, dass selbst die Deutschen die Fremden freundlich betrachten, sobald sie in der Messe sitzen. Mein Großvater wird das Gleiche gespürt haben, sonst hätte er 1963 auf seiner Europareise den Gebetsteppich nicht so oft in Kirchen ausgebreitet. Damals wurde auch in französischen, schweizerischen und deutschen Städten noch in allen Gotteshäusern morgens, mittags und abends ein Gottesdienst gefeiert, an dem mindestens drei, vier Gläubige teilnahmen, als würde eine unsichtbare Betriebsleitung ihre Verteilung organisieren. Mein Großvater kann Europa nicht als gottlos wahrgenommen haben, im Gegenteil: Verspottet wurde er 1963 in Iran, weil er täglich in die Moschee ging.

Noch anderthalb Stunden blieben bis zum Gottesdienst. Da ich mich nicht traute, den Laptop wieder einzuschalten, kaufte ich mir eine Postkarte vom Altarbild, um es zu Hause zu beschreiben, und stieg lieber die Spanische Treppe zur Santissima Trinità dei Monti hoch, die weiß Gott nicht die schönste, aber mir die liebste Kirche Roms geworden ist. Dort beginnt die Abendmesse eine Stunde früher als in San Lorenzo und dauert eine Stunde länger. Wie sich bei den Schiiten jeder Gläubige selbständig den Ajatollah auswählen muss, dessen Lehren er befolgt, so habe ich mir in Rom die Santissima Trinità dei Monti ausgesucht, um zwar nicht ihren Lehren, wohl aber ihren Riten zu folgen.

Die sieben französischen Schwestern und vier Brüder, die morgens, mittags und abends jeweils zwei Stunden auf dem fleckigen beigen Teppichboden kniend meditieren, länger als in anderen Kirchen üblich singen und im Gebet gleich Muslimen abwechselnd sich niederwerfen, aufstehen, die Arme ausbreiten und zum Himmel schauen, mögen Neuerer sein, wie der Freund vermutet hatte, der mich zum muslimischen RomTouristen machen wollte, aber den Geist, den man dem frühen Christentum als einer Bewegung egalitärer, gewaltfreier Asketen zuschreibt, einer verfolgten Minderheit, habe ich nirgends in Rom, nein, in keinem anderen Gottesdienst, den ich je besuchte, stärker gespürt, real gespürt als eine Luft, die sich auf mich, auf alle acht Menschen legte, die hinter den Brüdern und Schwestern versammelt waren. Allerdings nicht mehr: keine Erleuchtung, keine Bekehrung, nicht einmal Läuterung, nur Frieden, der nach den zwei Stunden noch ein wenig anhielt. "Gott aber sandte seinen Frieden", heißt es in Sure 48:26, "auf seine Abgesandten und die Gläubigen und ließ sie halten fest das Wort der Gottesfurcht." Was hier als Frieden übersetzt ist, ist im Arabischen das Wort Sakina - und der Name, den Großvater meiner Mutter in die Geburtsurkunde schreiben ließ. Wo im Christentum Er mitten unter denen ist, die sich in Seinem Namen versammeln, senkt sich im Islam die Sakina herab, die göttliche Ruhe, wann immer der Koran rezitiert wird, und es gesellen sich dazu die Engel.

Bei den Brüdern und Schwestern der Gemeinschaft von Jerusalem, wie sie sich nennen, ist die Hierarchie, die mich am Katholizismus beinahe am meisten stört, auf das Pragmatischste zurückgeführt: Nur für die Eucharistie tritt der Priester hinter den Altar, hernach verbeugt er sich vor seinen Brüdern und Schwestern, auf die sich alle anderen Aufgaben verteilen; je nach Fähigkeiten ergibt es sich, wer die ersten Stimmen singt, wer aus dem Buch rezitiert, wer die Predigt hält, wer die Kerzen anzündet, wer das Brot und den Wein verteilt, den Leib und das Blut Christi.

Das Prinzip schiitischer Moscheen, in welchen für den Vorbeter im Boden eine Vertiefung eingelassen ist, oft symbolisch, manchmal so tief, dass der Ärmste mit einer kleinen Leiter hinabsteigen muss wie in sein Grab, dieses Prinzip hätte ich den Brüdern und Schwestern nicht zu erklären gebraucht. Nur Gott über uns und also niemals ein Mensch. Auch in den traditionellen schiitischen Moscheen sitzen Männer und Frauen in getrennten Bereichen, aber nebeneinander im gleichen Raum. In der Trinità dei Monti werden überdies die Gläubigen einbezogen, die acht, die wir waren, gleichwohl ich keiner bin. Während der Priester sich die violette Schärpe überzog, eilte eine Schwester zu den Kirchenbänken und bat zwei von uns, das Brot und den Wein nach vorn zu tragen und ihm zu überreichen. Erhört wurde mein Stoßgebet, nicht mich zu bitten.

Die lateinische Messe, zu der mein Freund mich geführt hatte, hat mich als semiotisches Ereignis von äußerster Komplexität beeindruckt, aber blieb doch ein Konzept, das nach der mehr als vierzigjährigen Unterbrechung noch nicht wieder in die Motorik eingegangen ist, nicht einmal beim Priester selbst. Ein junger Theologe musste den Teilnehmern gleich einem Impresario sagen, welche Geste, welcher Gang und welches Wort an der Reihe waren, wann sie zu sitzen, wann sie zu stehen und wann sie sich voreinander zu verbeugen hatten. An dem Gelingen änderte das nichts, da es um den Dienst an Gott geht, nicht um unsere Geföhle, um die Handlung, nicht um Psychologie. Deshalb können sich die

Gläubigen und selbst die Priester während der Messe unterhalten, fotografieren, deshalb braucht der Impresario seine Anweisungen nicht zu verbergen. Was nicht geschehen darf, ist eine falsche Geste, ein falscher Gang, ein falsches Wort.

Dort ist die Hierarchie zwar streng funktionalisiert und durch Blicke abgemildert, doch bis in solche Nuancen durchgehalten, dass es manchmal schon komisch wird, etwa wenn der Rang des zweiten und dritten Priesters daran zu erkennen ist, mit welchem Blick sie die Schärpe des ersten tragen, mit leichtem Widerwillen oder großer Beflissenheit. Auch die Umarmung zum Schluss ist nur ein Zeichen, ein sehr schönes allerdings, sehr vornehm, und getrennt nach Sphären: Die Würdenträger deuten an, sich zu umarmen, in dem sie die Köpfe nebeneinander führen; die Gläubigen tun es ihnen nach. Ganz anders müssen meine Augen geleuchtet haben, als die Brüder und sieben Schwestern ins Schiff der Trinità dei Monti ausschwärmten, an die Kirchenbänke traten, den sieben Gläubigen und mir beide Hände fest drückten, jeden von uns liebevoll anlächelten und uns lange in die Augen schauten. Jeder in der Kirche hatte gesehen, dass ich nicht zum Altar getreten war, weil mir sonst Brot und Wein gereicht worden wären.

Sich in diesen Wochen positiv über die katholische Kirche zu äußern, hat in unserer säkularen Öffentlichkeit geradezu etwas Ketzerisches. Nun bin ich kein Katholik und muss mich ausnahmsweise einmal nicht rechtfertigen für meine Religion. Mir würden auch keine Argumente einfallen für die Rehabilitation eines Holocaust-Leugners. Eine ähnliche Entrüstung hätte ich mir allerdings in den vergangenen Jahren mehrfach gewünscht, zum Beispiel als die katholische Kirche im vergangenen Jahr den Sturz der Regierung eines praktizierenden Katholiken betrieb und sich für den Wahlsieg eines erklärt libidinösen Geschäftsmannes einsetzte, dessen kriminelle Machenschaften zahlreiche Gerichte beschäftigen - beschäftigt haben, muss ich korrekterweise sagen, denn Silvio Berlusconi ist es doch mit den dreistesten Amnestiegesetzen der neueren europäischen Geschichte tatsächlich gelungen, sich der Strafverfolgung zu entziehen.

Die Unabhängigkeit der italienischen Justiz ist schwer erschüttert, da die Regierung missliebige Richter und Staatsanwälte behindert, einschüchtert und verhöhnt. Die Medien unterliegen zum allergrößten Teil dem Monopol des Regierungschefs; die Legislative ist durch die zahlreichen Ausnahmeverordnungen, mit denen er das Land regiert, praktisch außer Kraft gesetzt. Und was noch bedenklicher ist: Niemanden außerhalb Italiens scheint es zu kümmern. Wir finden uns damit ab, dass im Kernland der abendländischen Kultur die grundlegenden Werte des Humanismus und der monotheistischen Religionen verraten und die Prinzipien der parlamentarischen Demokratie abgeschafft werden. Als sei es das Gewöhnlichste der Welt, nehmen wir hin, dass dort oberste staatliche Stellen in einer kaum zu fassenden Offenheit zum Fremdenhass aufstacheln. Dieser Skandal, der derzeit in Italien beinahe wöchentlich das Leben von Migrant*innen kostet, schafft es nicht auf die Titelseiten der Magazine, führt nicht zu empörten Stellungnahmen der Wortführer in der Politik, ist das Thema keiner politischen Talkshow. Nimmt man die Kopenhagener Kriterien zum Maßstab, müsste Italien aus der Europäischen Union ausgeschlossen werden.

Aber was erwarte ich da? Gemessen an ihrer Flüchtlingspolitik im Mittelmeer, die nicht wöchentlich, sondern täglich Menschenleben kostet, müsste man dann konsequenterweise auch die EU aus der EU ausschließen. Und hier muss ich, zum Schluss meiner Rede, die katholische Kirche einmal verteidigen: Wenn eine große Institution in den letzten Monaten der Hetzkampagne gegen Flüchtlinge in Italien entgegengetreten ist und einige der abscheulichsten Gesetzesvorhaben bislang verhindert hat, waren es nicht die Europäische Union oder die Bundesregierung, nein, es war die gleiche katholische Kirche, die den Wahlsieg dieser Regierung überhaupt erst ermöglicht hat.

Der Schriftsteller und Orientalist Navid Kermani lebt in Köln. Das Jahr 2008 hat er als Stipendiat der Villa Massimo in Rom verbracht. In diesen Tagen erscheint von ihm bei C. H. Beck "Wer ist Wir? Deutschland und seine Muslime".

Quelle: Süddeutsche Zeitung
Nr.42, Freitag, den 20. Februar 2009 , Seite 12